

nicht erfrieren und in meiner Unterkunft etwas Eß- und Trinkbares bekommen. Wird nun der Ingenieur bei einem seiner ohnehin seltenen Besuche auf der Station einer hübschen weiblichen Person gewahr, geht es ihm durch und durch, einen entscheidenden Augenblick zur Rettung meiner Seele verpaßt zu haben. Dabei bin ich so brav, daß alle weiblichen Tourengeher, sind sie auch vom rechten Weg abgekommen, mein Domizil ohne Schamesröte wieder verlassen können. Ich weiß, daß ich in den Augen des Ingenieurs meine Unterkunft und die Verpflegsfahrten zu großzügig handhabe, weil er sich verbal dazu aber nie äußert, sehe ich keine Notwendigkeit, mein Verhalten zu ändern. Dies muß dem Chef im Verlauf unseres Gesprächs aufgestoßen sein, weshalb er sich zu dieser Äußerung hinreißen hat lassen. Ich tue, als hätte ich sie überhört, stehe auf und fragte:

„Wann soll ich mich bei Herrn Kloser melden?“

„Morgen früh fährt er mit einem Teil des Werkzeugs, das zwei Burschen im Akja transportieren, nach St. Christoph hinunter. Dann kommen sie zu Ihnen hinauf und gehen über den Arlensattel hinüber zum Kuppengerüst der Materialbahn zur Ulmer Hütte. Die restliche Montagemannschaft ist um diese Zeit schon von der Alpe Rauz her aufgestiegen. Wenn Sie also wollen und bis dahin vorbereitet sind, können Sie schon morgen dabei sein, mir wäre es recht!“

„In Ordnung“, sage ich fast eine Spur zu stramm, verabschiede mich und gehe mit neuen Gedanken meiner Station zu. Morgen mit dem Kloser da drüben, da bin ich neugierig, murmle ich unterwegs mehrmals vor mich hin.

Ich erinnere mich noch gut an jenen Tag, da ich ihm vorgestellt wurde. Ein etwas kleinerer Mann trippelte mit leicht nach innen geschlagenen Füßen auf mich zu. Ein paar Schritte vor mir blieb er stehen und zündete sich einen Virginiastumpfen an. Dann paffte er einige Rauchwolken in die Luft und griff umständlich an seiner dreckig weißen Schildkappe herum. Völlig unerwartet streckte er mir dann seine kleine, schwierige Hand entgegen, wobei er mehr auf den Boden sah als üblich. Ich grüßte in angemessener Kürze, die sich für einen Neuling ziemt. Obwohl ich seinen Namen nicht verstand, fragte ich nicht zurück. Bei diesem ersten Gespräch mußte ich sehr gut hinhören, um wenigstens die Hälfte zu verstehen, weil Kloser zwischen den Wörtern immer wieder an seiner Virginia nuckelte, mit dem Feuerzeug hin und her fuchtelte und auf diese Art den Eindruck einer absoluten Unentbehrlichkeit hervorrief. Nur das hellgesprochene „a“ des gebürtigen Vorarlbergers war deutlich herauszuhören.

Kloser ist Montagechef und stellvertretender Betriebsleiter, Mitte fünfzig und hat ein fundiertes Wissen über die Techniken der Seilspleißung, des Seilzugs sowie der heiklen und verantwortungsvollen Seilkürzung. Seine Anordnungen kommen laut, doch letztlich hat er die Probleme immer im Griff. Einige der dienstältesten Kollegen munkeln manchmal in vertraulicher Runde, in Klosters beruflicher Laufbahn gebe es dunkle Flecken. Ich habe nichts Konkretes in Erfahrung bringen können, weshalb ich annehme, daß es sich um Gerüchte handelt, wie sie üblicherweise von neidischen Konkurrenten in Umlauf gebracht werden.

Aus meinen eigenen Beobachtungen habe ich den Eindruck gewonnen, daß Kloser wohl geachtet, doch nicht unbedingt beliebt ist. Vermutlich erwartet er von seinen Hilfskräften oft zuviel und wird dann – ähnlich einem Lehrer – enttäuscht, wenn die Leistung nicht erbracht wird. Doch wie auch immer, schon morgen würde ich mich von der Art der Zusammenarbeit selbst überzeugen können.

Über diese Gedanken bin ich in meine Station gekommen. Trotz meiner Müdigkeit klaube ich noch das Notwendige an Kleidern und Proviant für den morgigen Einsatz zusammen. Ich bin mit meinen Vorbereitungen noch nicht sehr weit gekommen, da läutet das Telefon. Franz, der Maschinist der Galzighahn, ein Bursche Mitte zwanzig aus St. Jakob, ist am Apparat. Wir nennen ihn alle beim Hausnamen, „Steffeler“, und der paßt gut zu seinem hintergründigen, ja fast verschlagenem Humor. Ein gerader, kräftiger Mann mit abschätzendem Blick. Seine Nase ist kaum wahrnehmbar aus der Mitte geraten – vielleicht die Ursache für seinen ernsthaften Gesichtsausdruck, der bei ihm auf den ersten Blick ein viel höheres Alter vermuten läßt. Er kann in Sekundenschnelle fuchs-teufelswild werden, wobei die meisten Gebärden aber sicher einem verstecktem Hang zum Theaterspielen entspringen. Ich mag ihn, und wir verstehen uns von Anfang an prächtig.

„Weißt du schon, daß du morgen mit unserem ‚Liebling‘ auf Montage gehen darfst, hinüber zur Pfannen? Paß auf, da gibt es viele Kreuzottern, die freuen sich auch über das schöne Wetter!“

Während er das sagt, sehe ich den Steffeler durch die Leitung grinsen – vor Freude über die Neuigkeit, die er mir mitzuteilen meint. Als ich ihm sage, daß ich das bereits wisse, weil ich es eben erst mit dem Ingenieur ausgemacht hätte, ist er hörbar enttäuscht. Denn Neuigkeiten mit weit überzogenen und gewählten Ausdrücken an den Mann zu bringen, verschafft ihm das größte Vergnügen.

„Ja, gut dann“, meint er gedämpft, „der Kurt und der Arnold gehen auch mit. Die führen im Akja das Werkzeug über die letzten Schneeflek-

ken. Viele werden sie nicht mehr finden. Ist ja egal, sie können den Krempeel auch tragen, sind ja jung und stark. Kommst du heute noch herüber?“ fragt er nach einem Räuspern. Ich verneine wegen der Vorbereitungen für die Montage – und außerdem sei ich bettreif.

Meine Bedenken, den Seilzug betreffend, sind verflogen. Kurt und Arnold sind die jüngsten Mitarbeiter der Bahn und immer zu den ausgefallensten Späßen aufgelegt. Mit ihnen beisammen zu sein, ist immer eine Garantie für beste Unterhaltung und unbekümmertes Gelächter, wenn auch meistens auf Kosten anderer. Beide sind hervorragende Schifahrer, besonders Arnolds Stil fasziniert mich jedesmal, wenn ich ihn über die Hänge schweben sehe. Ich finde die Idee nicht schlecht, die verbliebenen Schneefelder zu nützen, um mit dem Akja, dieser wendigen Aluminiumwanne für den Transport der Verletzten, das Werkzeug zu befördern, schon gar, wenn zwei gute Schifahrer das Gerät sicher führen.

Also, morgen früh muß ich gleich nach der Revision ins Tal, um Proviant zu holen, und dann kann es losgehen, das Seilziehen. Eine weitere Vorschau mimmt mir der Schlaf ab.

\*

Wir sind kaum über den Arlensattel hinausgekommen, als sich der Himmel dunkel zuzieht. Kurt und Arnold lachen und kichern in einer verhaltenen Art vor mir her, als wäre der Grund dafür nur zu ihrer eigenen Belustigung bestimmt. Etwas neugierig rücke ich auf und frage, was der Anlaß sei, daß sie am frühen Morgen schon solchen Spaß hätten. Kurt legt einen Finger auf den Mund und zeigt nach vorn, wo Kloser geht. Wir machen eine kleine Standpause, und Kurt und Arnold erzählen, daß sich Kloser in ihrem Akja nach St. Christoph hinunterführen habe lassen. Im Steilhang, der „Nachtigall“, seien sie dann Schuß gefahren und über den Hohlweg gesprungen. Beim Aufschlag nach dem riesigen Satz sei Kloser samt dem vielen Werkzeug herauskatapultiert worden und über den harten Sommerschnee hinuntergekollert. Ich muß laut lachen bei dieser Schilderung. Meine ehrliche Schadenfreude läßt keine andere Äußerung zu.

Ein Stück westlich des Arlensattels kommen noch Habicher und Mungenast zu unserer Truppe. Die kennen sich gut aus in den Hügeln und Mulden und finden auch einen aufgelassenen Hirtenunterstand, der uns rechtzeitig aufnimmt, als es zu regnen anfängt. Bald schüttet es wie aus Eimern auf die „Kälberhütte“, wie dieses Fragment aus faulen Brettern und zerschlissenem Dach von den Einheimischen genannt wird.

In unserem dürftigen Unterstand beginnt ein zuerst lustiges, dann eher ermüdendes Hin- und Herrutschen und ständiges Platzwechseln, weil es da und dort von der Decke tropft. So wird es Mittag. Wir trinken aus Gefäßen die mitgeführten Säfte und Tees, ja, sogar Geißmilch hat einer bei sich. Auch die Qualität der hausgeselchten Würste wird untereinander geprüft, das Brot, der Käse – jeder kann vom anderen probieren oder auch ein größeres Stück haben.

Ich werde großzügig bedacht, und diese stille Zuwendung an mich, den Auswärtigen, wärmt mich in diesem naßkalten Unterstand. Ich habe einen guten Platz in ihren Herzen erobert, aus welchen Gründen, kann ich mir nicht erklären. Vielleicht tue ich ihnen im Stillen leid, weil ich auf dem einsamen Gipfel hausen muß. Oder sie schätzen es so hoch, daß ich manchmal einem der ihren den Nächtigungsdienst abnehme, wenn er in der Familie oder in seiner kleinen Landwirtschaft dringend gebraucht wird. Doch wie es auch ist während dieser Rast, das hat keine Wichtigkeit. Trotzdem rühren mich diese schlichten Gesten der Kameradschaft, mit denen sie mir viel mehr geben als das Stück Brot mit Speck, das sie mir mit offener Hand zustrecken.

An diesem Mittag, ich weiß nicht warum, empfinde ich besondere Freude, zu diesen ehrlichen, harten Männern zu gehören, und ich bin froh, als es zum plötzlichen Aufbruch kommt, ich hätte meine Rührung sicher nicht mehr lang verbergen können.

Nur Kurt mag etwas von meiner Regung bemerkt haben. Er ist sehr sensibel und auch der Jüngste neben mir. Beim Weitermarsch bleibt er mit mir einen kurzen Abstand zurück und sagt mit seltsam berührter Stimme: „Jetzt bist du auch schon eine Weile bei uns. So lang hat es noch keiner da droben ausgehalten. Ich glaube, daß es nicht einfach ist, so allein zu sein.“

Ich hätte ihn für seine Worte in dieser Stunde am liebsten umarmt. Einige Zurufe von vorn und das Durchbrechen der Sonne bewahren mich davor, das Herz aus der Brust zu nehmen.

Nach einem kurzen Anstieg sind wir bei den Stützen der Materialbahn zur Ulmer Hütte. Das neue Seil ist schon an das noch aufliegende Zugseil angekuppelt. Es muß zur Bergstation gezogen und bei jeder Stütze abgelegt werden. Wir müssen verhindern, daß das neue Seil in die blechernen Zugseilrollen zum alten Seil hineinrutscht. Bei jeder Stütze muß es deshalb mit der Hand oder einem Stück Holz hinausgedrückt werden. Kloser teilt jedem seinen Platz zu und bittet mit Nachdruck, das neue Seil vor Beschädigungen zu bewahren. Er überträgt die Aufsicht für den Rest des Tages an Mungenast, dann geht er zur Galzig-

Bergstation zurück, denn er weiß den Verlauf der Seilzugarbeiten bei Mungenast als Partieführer in guten Händen.

Ein Sanitäter in Pension schließt sich unserem Trupp an. Er versieht den Telefondienst direkt an der Stütze, die ich als erste zu besteigen habe. Ich muß das acht Millimeter starke neue Zugseil daran hindern, in die Rollen gezogen zu werden. Die Stütze, vielleicht fünf bis sechs Meter hoch, ist leicht zu besteigen. Als ich mit den Augen in Höhe der Rollenbatterie bin, kann ich das zulaufende Seil gut beobachten und mit der Hand auch genügend Druck auf das zur Stütze kommende Seil ausüben.

Auf zwei schrägen Winkelprofilen mühsam stehend und mich mit der rechten Hand haltend, schaue ich auf das langsam durchlaufende Seil. Auf dieser Stütze sind hintereinander vier Rollen, und ich werde fest drücken müssen, um das Seil gegen diese Führung hinauszubringen. Da kommt auch schon die Befestigungsglasche mit dem neuen Seil auf mich zu. Ich lasse mich weit von der Stütze hinaushängen und versuche mit der linken Hand, das Seil so fest fortzudrücken, daß es nicht in die erste Rolle kann. Doch wie ich auch presse, es macht schnapp, und schon läuft das neue Seil mit dem alten Zugseil über die Rollen.

Wieder und wieder lehne ich mich in die Richtung, aus der die Seile auf mich zulaufen und drücke das neue Seil heftig nach außen. Dabei kommt meine Hand natürlich mit dem Seil zur Stütze her, genau im gleichen Tempo, mit dem die verkuppelten Seile laufen. Da – ein Schrei aus meiner gepreßten Lunge und ein stechender Schmerz in der linken Hand.

„Halt, halt! Hilfe!“ schreie ich so laut, wie es Angst und Schmerz fertigbringen. Meine Hand ist zwischen beide Seile geklemmt und wird über den scharfen Rand der ersten Rolle gezogen. „Stehenbleiben!“ brülle ich mit aller Kraft, und endlich werden die Seile langsamer. Trotzdem zieht es meine linke Hand noch auf die zweite Rolle – dann steht der Antrieb. Ich heule vor Schmerz. Der Sanitäter fragt aufgeregt:

„Soll man zurückfahren?“

Ich schreie „ja“ und „nein“ durcheinander, denn ich sehe zu meiner Hand gar nicht mehr hin, so sehr hat es mir den Arm um die Stütze gewinkelt. Ich habe die äußerste Not, mich mit der rechten Hand halten zu können. Der Mann am Telefon gibt den Befehl, keinen Zentimeter zu fahren, bis er es sagen werde. „Es hängt einer in den Seilrollen, bleib' am Telefon und hör' nur auf mich!“ gibt er dem Maschinisten die Anweisung. Dann ruft er den Männern unterhalb meiner Stütze zu, sie sollen sofort heraufkommen, ein Unfall sei passiert.

In der Zeit, da der Sanitäter meine Befreiung organisiert, muß ich zuschauen, wie sein Schäferhund mein Blut leckt, das auf den Stützensockel

hinuntertropft. Ich bin zu absoluter Untätigkeit verdammt und kann selber nicht das Geringste zu meinem Vorteil tun. Nur soviel sehe ich inzwischen, daß mir von unten her nicht geholfen werden kann. Die Männer müssen auf die Stütze klettern, und zwar bis ans oberste Ende. Nur so können sie zu meiner Hand sehen.

Das viele Blut unter mir macht mich zusehends unruhiger. Ich bin einem Schock nahe und kann trotz meiner Verzweiflung nicht mehr schreien. Nur zum Sanitäter sage ich so gefaßt wie möglich: „Sag’ ihnen doch, sie sollen sich beeilen, ich kann mich nicht mehr lang halten!“

Endlich sind Habicher und Mungenast zur Stelle. Habicher beugt sich von oben über das Tragseil zu den Rollen und versucht, die Seile so weit auseinanderzuheben, daß ich meine Hand zurückziehen kann. Er hat kein Glück. Der Auflagedruck ist zu groß. Mungenast reicht einen Meißel, doch Habicher bringt den Stahl nicht zwischen die Seile; er kann ja nur mit einer Hand arbeiten, weil kleine Stützen keine Kopfplattform haben, auf die man sich hinlegen kann.

Sie versuchen es zu zweit. Einer führt den Meißel, der andere klopft mit dem Hammer so gefühlvoll wie möglich darauf. Ich spüre jede kleinste Veränderung, die mit meiner Hand geschieht. Sie ist von zwei Seilen gequetscht und vom Rollenflansch aufgerissen. Auf jedes Kommando: „Zieh zurück!“ probiere ich, aber ich komme nicht los. Nur die Schmerzen werden immer ärger.

Deutlich kann ich feststellen, daß beide Helfer durch ihren Mißerfolg sichtlich nervös werden; da sagt Habicher, der auch sehr ungeschickt über mir an der Stütze hängt:

„Jetzt zieh! Zieh, und beiß zusammen!“

Und ich presse meine Lippen zusammen und ziehe – und plötzlich kommt mir mein Arm entgegen. Vor Schreck hätte ich beinahe meinen Haltegriff losgelassen, denn was am Ende meines linken Armes hängt, hat nichts mehr gemein mit meiner Hand. Ein unförmig aufgequollener, blutiger Klumpen ist an meinem Arm, schwarz durchzogen von der Seilschmiere und dem Staufferfett der Rollenlager.

Mit einer Hand hangele ich mich mühsam von der Stütze herunter. Der Sanitäter legt mir einen Notverband an. Als er mich fragt, ob ich gehfähig sei bis zur Galzig-Bergstation, sage ich mechanisch „Ja!“

Wir gehen zu dritt los. Ich fühle mich zeitweise sehr schwach, weil ich doch einiges an Blut verloren habe. Im unwegsamem Gelände stützen mich meine Helfer.

In lädiertem Zustand werden alle Wegstrecken, Wartezeiten oder Rettungsaktionen als Ewigkeiten empfunden. Doch meine Kameraden spre-

chen mir Mut zu mit dem durchaus berechtigten Hinweis, daß alles noch viel schlimmer hätte kommen können. So zum Beispiel, wenn der Antrieb nicht sofort abgestellt worden wäre. Dann hätte es mich ... Aber das könne ich mir ja selbst ausmalen, so düster, wie ich wolle.

Als wir in der Bergstation eintreffen, kommt schon Kloser auf mich zu. Seine ehrliche Betroffenheit über mein Mißgeschick ist nicht zu überhören, als er zu mir sagt: „Ich habe schon den Arzt verständigt. Peter ist in der Kabine, er fährt sofort mit Ihnen ins Tal. Kommen Sie, wenn möglich, nach der Behandlung gleich in die Talstation. Und jetzt schnell zum Arzt, ich wünsche Ihnen alles Gute!“

Mit einem mitfühlenden Händedruck zieht mich Peter in die Kabine, und los geht's mit Höchstgeschwindigkeit.

Vor dieser Fahrt bin ich erst einige Male mit Peter beisammen gewesen, doch ich mag ihn seit unserer ersten Begegnung. Seine stattliche Erscheinung, seine ruhige Art und die angenehme Stimme strömen Optimismus aus. Seine Nähe beruhigt mich in meinem Zustand so sehr, daß ich auf einmal lachen kann. Er lacht mit und sagt: „Siehst du, es ist alles nicht so schlimm, man darf nur nicht den Humor verlieren.“

Meine Verletzung beginnt stärker zu schmerzen. Gefaßt sehe ich der Talstation entgegen. „Was in einem Tag doch alles geschehen kann“, sage ich zu Peter und: „Kommst du bitte mit zum Arzt? Ich fühle mich nicht sehr mutig.“

Peter legt seinen Arm auf meine Schulter. „Darüber verlieren wir doch keine Worte, das ist ja selbstverständlich“, ermuntert er mich. Auf dem Weg zum Arzt wiederholt Peter mehrmals: „Das ist ein feiner Doktor, das kannst du mir glauben.“ Als wir an der Ordination läuten, habe ich keine Angst mehr.

Die Operation, ohne Narkose, läßt Peters Trostworte bald alle Kraft verlieren. Ein Schnitt geht fast bis zum Ellbogengelenk, am Handgelenk ist eine tiefe Kerbe, und der Handrücken sieht am schlimmsten aus – Quetschung. In den Wunden ist alles voll mit Seilschmiere. Diesem unguenen Zustand rückt der Arzt mit verschiedenen Mitteln zu Leibe. Schon nach dem ersten weiß ich nicht mehr, welches am meisten brennt. Bei jedem dreckigen Wattebausch, den der Doktor in den Kübel wirft, macht er eine Bemerkung: „Das haben wir gleich! So ist es schon besser! Gefällt mir gar nicht! Das wird schon wieder, du bist ja jung!“ So kommentiert er seine sorgfältige Arbeit. Mit jeder Schrunde, die er zumacht, wächst mein Vertrauen in ihn – und meine Freude. Als er den letzten Knopf in die Verbandsgaze zieht, bewundere ich ihn bereits; vor allem deshalb, weil ich noch am Leben bin.

Als ich mit Peter zur Talstation komme, darf ich von den Kollegen genügend Neugier, Ermunterungen und Prophezeiungen entgegennehmen. Auf die Fragen meines Chefs gebe ich getreulich mit den Worten des Arztes Auskunft: „Das kann Wochen, Monate dauern!“ Dann schwebe ich zur Höhe. Den Weg zu meiner Station gehe ich allein. Die Schmerzen werden mich vielleicht ein Stück in die Nacht hineinbegleiten, hat der Doktor zum Schluß gesagt.

In meiner Behausung angekommen, bin ich zum Umfallen müde. Es schüttelt mich. Ich stecke den Elektroofen ein, lege mich nieder und ziehe alle Decken über mich. Aus der Ferne höre ich jemanden „Vater unser“ sagen. Ich muß augenblicklich geschlafen haben.



# Figurant

Ich bin arbeitsunfähig geschrieben. Auf unbestimmte Zeit. Das ist eine Möglichkeit, einen längeren Besuch in Innsbruck zu machen. Aber noch bin ich unentschlossen und geistere in den verschiedenen Bereichen der Bahn und der näheren Umgebung herum. Frohen Mutes genieße ich es, daß ich zwar gehfähig, doch nicht arbeitsfähig bin. In diesem aufgeräumten Zustand freut es mich besonders, daß mich Heinrich spontan eingeladen hat, ein Wochenende bei seiner Familie in St. Jakob zu verbringen.

Es ist Sommer. Die hochstehenden Wiesen füllen mit ihrem starken Geruch die sonnigen Leiten bis zum Waldrand. Im Zirpen der Grillen, im Tschilpen der Finken, im Geläute der Hummeln lösen sich Bilder meiner Kindheit in mir. Ich atme nach einer langen Zeit wieder die süße, schwere Luft eines heißen Sommernachmittags.

Bei meinem Gang durch die Felder muß ich hin und wieder stehenbleiben, schauen, atmen, riechen – es kommt mir vor, als sei dieser Tag nur meinetwegen in das sonnentrunkene Tal gelegt worden. Heinrich kann sich meine Begeisterung und mein mich so erfüllendes Schauen nicht erklären. Sein Staunen ist leicht zu begreifen; er hat dieses Glück, diese Schönheit, diese Harmonie der heilen Welt alle Tage um sich. Er sieht sie in ihrem vielfältigen Wechsel von der ersten Morgenfrühe, wenn er sein Vieh versorgt, bis zum Betläuten am Abend, wenn er an seinen freien Tagen im Haus und auf den Feldern werkt.

Wenn ich auf dem Berg noch mit den Schiern durch metertiefen Schnee von einer Station zur anderen muß, haben hier herunteren die Bäuerinnen schon ihre Freude an den hochstieligen Blumen im Garten. Mir wird schmerzlich bewußt, was ich in der Unwirtlichkeit der Höhe alles versäume. Hier herunteren ist alles warm, grün, saftig und belebend. Am liebsten wäre ich in eine der blumenübersäten Wiesen hineingelaufen und hätte mich in das herrlich duftende Gras fallen lassen, um auf dem Boden dieser guten Erde mein neues Erwachen auszuträumen. Aber da hätte mich Heinrich wohl ausgelacht.

Das Haus seiner Eltern ist in einen leichten Südhang gebaut. Nachdem er mich seiner Familie vorgestellt hat, beginnen wir unseren Rundgang. Zuerst führt mich Heinrich in den Stall, zeigt mir das Vieh, die

Einrichtungen zur Fütterung und zum Melken und hebt mit ein paar beiläufigen Bemerkungen verschiedene Ereignisse hervor oder die Besonderheiten dieses oder jenes Tieres. Nicht ohne Stolz werden mir die vielen Plaketten gezeigt, die, an die Stallwand genagelt, an zahllose Preise erinnern, die er mit seinem Bestand im Lauf der Jahre auf den verschiedenen Märkten und Ausstellungen erzielen hat können. Natürlich bleiben mir die Voraussetzungen verborgen, die dazu führen, daß man im doppelten Sinn ausgezeichnetes Vieh im Stall hat. Ich bin ja aus der Stadt, und deshalb kann ich über die Geschehnisse in einem Stall nicht im Bild sein. Heinrich bemerkt diesen Umstand, und mit einem höflichen Lächeln meint er: „Ich glaube, wir können es gut sein lassen. Du kennst dich wohl besser bei den Maschinen aus. Oder gefällt dir die Luft hier herinnen so gut, daß du noch länger bleiben möchtest?“

Ich schüttele den Kopf, noch immer darauf bedacht, den aufsteigenden Harndampf nicht gar zu fest einzuatmen. Auch brennen mir schon die Augen. Wieder in der süßen Luft draußen, fragt mich Heinrich in ehrlicher Erwartung: „Und, was sagt es dir? Wahrscheinlich hast du dir das alles ganz anders vorgestellt! Es wird wohl schon eine Weile her sein, seit du das letzte Mal auf einem Bauernhof warst?“ Ich kann nur zustimmend nicken.

Ich bin, auch wenn es nicht meine Welt sein kann, tief beeindruckt vom Ausmaß an Arbeit und Verantwortung, das Heinrich hier still und selbstverständlich Tag um Tag bewältigt. Allein, daß er jeden Tag um vier Uhr früh aufstehen muß, um die Kühe zu melken, imponiert mir mächtig. Hinzu kommen die Wartung der Fuhr- und Feldgeräte und die Pflege der vielfältigen Werkzeuge für Acker und Haus. Ein Blick auf die Stadelwand und die in den Sparren eingehängten Sensen, Rechen und Gabeln läßt den Umfang der Feldarbeiten beim Jäten, Ernten und Mähen erahnen. Der Gang durch die Tenne und den Hof, das Verweilen bei Traktor, Pumpen, Hechsler und Gebläse macht mir deutlich, daß ein Bauer über ein großes, handwerkliches Geschick verfügen muß, wenn er seine unzähligen Gerätschaften selbst in Schuß halten will. Und dies wird wohl allenthalben der Fall sein. Es ist nicht denkbar, daß sich ein Landwirt alle notwendigen Reparaturen auf dem Wege von Dienstleistungen verrichten läßt. Als Heinrich, wir sind auf unserem Rundgang bis auf den Dachboden gekommen, zum Abschluß der Führung fragt: „Könntest du dir das vorstellen als deine Welt?“, da bin ich fast beschämt, denn ein Gespräch auf der Galzig-Bergstation kommt plötzlich in mein Erinnern.

Es liegt vielleicht zwei Monate zurück. Heinz war gerade neu gekommen, ein Fachschulabsolvent, der sich als Maschinist beworben hatte. Er

kam aus Gerlos im Zillertal und hatte in Innsbruck seine Ausbildung gemacht. Wir entdeckten viele Gemeinsamkeiten und verstanden einander gut. Heinz war durch seinen Schulbesuch in gewissem Sinn auch ein „Stadtler“, und als solcher wurde er von den Kollegen oft hart angepackt, denn sie schossen bei ihren gemeinsamen Attacken gar manchmal über das Ziel hinaus. Ich wußte das ja auch aus meiner „Lehrzeit“ der Anpassung.

Es war eine Gesprächsrunde auf dem Bahnsteig zusammengekommen, in deren Verlauf Heinz wieder einmal ziemlich gemein aufgezo-gen wurde. Aus irgendwelchem Grund, vielleicht nur aus der Situation heraus, stand ich ihm bei und ging meinerseits gegen die Einheimischen los. Das Niveau ihrer Angriffe rutschte in der hitzigen Debatte immer tiefer, bis mit abwertender Betonung die Wörter „Gscherter“, „Törcher“ und „Bauer“ fielen. Die Verunglimpfung des Bauernstandes machte ich noch vollkommen mit einem Satz wie: „Was muß denn ein Bauer schon können; Mistführen und Kühe melken ist wohl keine Kunst.“ Heinrich war auch in der Runde, fühlte sich verletzt und ereiferte sich heftig, wodurch mir mein Fehlverhalten wohl bewusst gemacht wurde, doch die Beleidigung war schon gesagt.

An dieses Vorkommnis muß ich nach meinem Rundgang mit Heinrich denken, und ich finde den Moment geeignet, eine schwebende Sache zu bereinigen.

„Jetzt schäme ich mich doppelt für den Blödsinn am Galzig oben“, sage ich etwas verlegen, „man soll nicht über Dinge reden, von denen man nichts versteht; es wird nicht wieder vorkommen!“ Und Heinrich macht mir die Versöhnung leicht. Äußerlich völlig unberührt meint er: „Das hab' ich schon lang vergessen!“ Trotzdem glaube ich zu bemerken, daß ihm meine späte Entschuldigung eine kleine Genugtuung ist. Ich danke ihm für die Einladung, wir geben einander die Hand und gehen zum Abendessen in die Stube.

Lebensart und tägliche Gepflogenheit im bäuerlichen Leben kommt hier in jedem Winkel zum Ausdruck. Die Stube ist mit einem unaufdringlichen, zeitlosen Geschmack eingerichtet. Ein Kachelofen und ein großflächiges Deckentäfer beherrschen den niederen Raum. Vor dem Herrgottswinkel steht auf wuchtigen Füßen der breite Tisch. Das fein gearbeitete Spinnrad neben der Ofenbank fällt mir auf. Bestimmt ist es eines von den Meisterwerken aus Heinrichs Drechselwerkstatt. Jedes einzelne Stück ist sauber bearbeitet. Die vielen kleinen und großen Teile des Spinnrades stehen alle in einem ausgewogenen Verhältnis zueinander. Das Kleinere zum Größeren, das Größere zum Ganzen; der perfekte Gol-

dene Schnitt, in einer Bauernstube auf dem Riemenboden. Ich genieße es wie ein Firmling, nach langer Zeit wieder einmal an einem Tisch in der Gemeinschaft mit anderen zu sitzen und das Verbindende eines gemeinsamen Mahles nicht nur im Sattwerden zu sehen. Trotzdem ist das Gespräch nach dem Essen nicht lang, denn ich bin müde, und mit Heinrichs Familienmitgliedern habe ich doch zuwenig Berührungspunkte, um einen Abend mit einem ersprießlichen Gespräch zu füllen.

Mein Zimmer liegt hoch oben. Ich kann über die umliegenden Häuser weit ins Stanzertal hinaussehen. Die Luft riecht stark nach Heu, und vom Talgrund ist das Rauschen der Rosanna zu hören. Manchmal pfeift ein Zug vor der nahen Haltestelle. Über dem Rendlkopf ziehen die ersten Sterne auf. In einem tief aufgeschüttelten Bett findet mein verletzter Arm einen guten Platz. Ich schlafe traumlos wie schon lang nicht mehr.

\*

Die Kirchenglocken dringen ungestüm zum Fenster herein. Durch das Stiegenhaus riecht es schon gut nach Kaffee. Nach kurzer Toilette sitze ich in der Stube hinter dem Tisch. Wie schön, wenn auf der Welt alles seine Ordnung und seine Zeit hat. Die Frauen im Haus tragen schon ihre schmucke Tracht und schauen verständnislos zu mir herüber, als ich meinen Kaffee hinunterstürze. Heinrich sagt: „Laß dir Zeit, die Kirche springt uns nicht davon!“ Doch seine Mutter hat da entschieden eine andere Meinung.

Die Orgel quillt uns durch das Tor entgegen. Fast gierig sauge ich die Weihrauchwolken in mich. Das ist alles wie Erstkommunion, Firmung, nur viel näher und bewußter. Auf den Simsens und Heiligengestalten tanzen die Sonnenstrahlen durch Gold und Stukkatur. Dann setzt ein Männergesang ein, markig und klar auf die Stimme des Pfarrers hin intoniert. Ich fühle mich in ein frühes, verlorenes Reich zurückversetzt. Alles ist neu um mich und doch eingebunden in den vorbestimmten Handlungsablauf, dem ich fast kindgläubig folge. Die Ministranten erinnern mich an die Zeit, da ich selbst noch im geheimnisvollen Raum der Sakristei in die weiße Kutte schlüpfte, um mit dem heiligen Ernst eines Dieners Gottes im Schutz unseres hochwürdigen Herrn Pfarrers an das Meßopfer zu gehen. Dann die Anrufung, die weit gebreiteten Arme und die frühe Mystik des getragenen Latein. Ich bin gebannt; vergesse sogar zu schauen, wer hier zur Kommunion geht. Die Mädchen leuchten wie Blumen aus den Bänken, herausgeputzt wie der stolze Sommertag über den wogenden Feldern.

Auf dem Vorplatz nimmt mich die Sonne auf wie ein Bad. Die ruhig fallenden Bänder der Trachten zwischen den Marmorsteinen der besuchten Gräber, die gemessenen Schritte der Dorfbewohner in ihren Bundhosen, die Kinder mit ihren lauten Zurufen – alles klingend und bewegt wie ein harmonisches Fest. Ist das alles wahr, bin ich wirklich mitten drin, ist es kein Traum? Von weit her die dumpfen Bässe einer Blasmusik, ein Gasthausschild vor uns, rauchige Stuben, Frühschoppen.

Heinrich ist in allem besorgt um mich, stellt mich überall vor, setzt oft noch hinzu: „Das ist der Rudi, von dem ich dir erzählt hab.“ In diesen Stunden gelöster Unterhaltung lerne ich in Heinrich einen völlig anderen Menschen kennen. Ist das mein Mitarbeiter bei der Christophbahn? Ich achte ihn immer mehr.

Das generelle Du am Wirtshaustisch im Dorf und in den Gesprächen vor den Häusern, erzählt mir im stillen einiges von der Kompliziertheit, die sich der moderne Mensch in den Städten selbst zurechtschneidert. Die Einfachheit ist hier gelebt, nicht vorgetäuscht, das Fühlen ausgesprochen, nicht erörtert. Ich bin durch ein neues Erleben beschenkt. Ich will diesen Tag voll Wärme und Licht wie ein Bündel Heu mit hinaufnehmen in meine kalten Mauern, um den Duft der fröhlichen Blumen in meine einsamen Nächte zu tragen, die nur nach Wolle riechen – immer nach Wolle.

\*

Zurück aus dem Sommer im Tal, nimmt mich Heinz in der Bergstation Galzig zur Seite und sagt: „Du, mir ist da etwas eingefallen. Du kannst ja eine Weile noch nicht arbeiten; da könntest du doch ruhig eine Zeitlang zu mir nach Gerlos hineinkommen. Meine Mutter führt dort eine kleine Pension, da hättest du es entschieden lustiger als hier auf dem Gipfel. Wenn du willst, rufe ich sie heute noch an, und du kannst morgen schon fahren. Sie freut sich bestimmt, nach allem, was ich von dir erzählt habe!“ – Und ob ich wollte! Ausgerechnet jetzt, da ich aus einem richtigen Sommer auf die Station zurückgekehrt bin. „Das ist ja großartig“, strahle ich Heinz ins Gesicht, „das wäre ein großes Glück für mich, wenn du das tun könntest. Ruf mich am Abend an, jetzt saus’ ich auf meine Station und schau, was ich für den Fall mitnehmen müßt’. Dem Chef und dem Edmund muß ich auch sagen, wohin ich mich absetze, wenn es tatsächlich möglich wird.“

Die Strecke zur Station nehme ich fast im Laufschrift. Fortfahren, weg vom Einerlei des Motorengeräusches. Fröhliche Menschen um mich. Nor-